

Predigt zum Semesterschluss

Evangelische Messe, 24.6.2025

I.

Als ich meine ersten Überlegungen für diese Predigt angestellt habe, wusste ich, dass ich die zwei Tage vor diesem Gottesdienst mündliche Examensprüfungen abnehmen müsse. Wie predigt man am Abend eines Tages, an dem man einen solchen Prüfungsmarathon hinter sich gebracht hat? Unwillkürlich habe ich mich erinnert an eine Predigt, die ich im vergangenen Jahr in ganz anderem Zusammenhang gehalten habe. Denn in dieser Predigt bin ich einmal kurz, aber an zentraler Stelle auf das Examen zu sprechen gekommen. Und zwar so, dass ich fast peinlich berührt bin, wenn ich diese Zeilen heute noch einmal lese. Ich befürchte, damals den Mund etwas zu voll genommen zu haben.

Aber sehen Sie selbst: In meiner Predigt ging es um die Bewährung des Christseins im Berufsleben. Unter anderem bin ich auf die Gestalt des Cornelius in der Apostelgeschichte eingegangen: ein römischer Hauptmann, der zum christlichen Glauben kommt. Wie selbstverständlich geht die Erzählung davon aus, dass dieser Cornelius auch nach seiner Bekehrung zu Christus ein ranghoher römischer Militär bleibt. Im Lukasevangelium kann man nachlesen, wie Johannes der Täufer die Menschen auf das Kommen des Messias vorbereitet hat. In seiner sogenannten „Standespredigt“ knöpft er sich Vertreter verschiedener Berufssparten vor. Auch in dieser scharfen Ansprache geht es nicht darum, seinen angestammten Beruf zu verlassen, sondern sich *in* diesem Beruf zu bewähren. Das gilt selbst für die übel beleumundeten Zöllner, die als notorisch korrupt galten. Auf ihre Frage „Was sollen wir tun?“ gibt Johannes die Antwort: „Verlangt nicht mehr, als festgesetzt ist.“ Es geht hier nicht um die radikale Nachfolge Jesu, die immer nur wenigen vorbehalten sein wird und aus den Bahnen einer bürgerlichen Existenz herausführt, sondern es geht schlicht darum: In seinem Beruf zu bleiben – und sich dabei *anständig* zu benehmen. Auch der Christ gewordene Zöllner kassiert den vorgeschriebenen Zoll ein, aber eben nur den vorgeschriebenen. Er tut das, was er in seinem Beruf tun muss, aber er tut es als Christ und damit ein wenig anders.

Danach habe ich, wie es sich gehört, den Versuch unternommen, von den biblischen Texten den Bogen zu schlagen zu meinen Hörerinnen und Hörern. Auch wenn es kurios klingen mag, zitiere ich mich kurz einmal selber:

„Aber doch behält die Frage auch für uns ihre Gültigkeit, die wir als Christenmenschen in verschiedenen gesellschaftlichen Rollen und beruflichen Feldern aktiv sind: Was macht den Unterschied? Merke ich es irgendwie, dass der Arzt, der mich behandelt, ein Christ ist? Weil er das, was er als Arzt zu tun hat, als Christ tut. Merkt man das einer Juristin an? Merkt man das dem Kaufmann an? Es gab einmal das Ideal des ‚christlichen Kaufmanns‘, dem man unbedingt vertrauen konnte und dem es nicht *nur* auf Profitmaximierung ankam. Merkt man das einem Universitätsprofessor oder einer Universitätsprofessorin an? Merken die Examenskandidat:innen, die bei mir in der Prüfung sitzen, dass sie von einem geprüft werden, der sich müht, als Christenmensch zu leben? Nicht

weil die Prüfung deswegen einfacher wäre, aber vielleicht menschlicher. Solche Überlegungen können wir wohl alle, jeder und jede für sich, aus diesem Gottesdienst mit hinausnehmen in unser alltägliches Leben.“ (Tutzing, 7.7.2024)

Sie sehen, was ich gemeint habe, als ich vorhin sagte: Ich befürchte, damals den Mund etwas zu voll genommen zu haben. Denn ich würde es jetzt nicht gerne darauf ankommen lassen, die von mir gestern und heute Geprüften danach zu befragen, ob sie wohl gemerkt haben, von einem Professor geprüft worden zu sein, der sich mühe, „als Christenmensch zu leben“. Im Abstand von einem Jahr kommt es mir so vor, als hätte ich in dieser Predigt viel zu dick aufgetragen. Allein schon die Selbststilisierung als Zeitgenosse, der sich mühe „als Christenmensch zu leben“, zeugt von einem subtilen geistlichen Hochmut. Mühe ich mich denn ernsthaft um ein christliches Leben? Die Frage stellt sich wirklich – und nicht nur rhetorisch, wie es die Predigt suggeriert. Und dann erhebt sich mit einer gewissen Unerbittlichkeit die Frage, was das überhaupt heißen soll, „menschlicher“ zu prüfen. Das bleibt sehr vage und verschleiert die Tatsache, dass ich als Prüfender tue, was ein Prüfender eben tun muss: materiale Wissensbestände und kritisches Reflexionsvermögen abzufragen und mit einer Note angemessen zu bewerten. Es scheint mir gar nicht so einfach zu sein, ein spezifisch christliches Berufsethos in den praktischen Vollzügen des Alltags zu beschreiben.

II.

In diesem Semester widmeten sich die Universitätsgottesdienste dem Thema „Religion und Poesie“. Es ging um das zarte Geflecht dichterischer Sprache, das unsere Fixierung auf das Vorfindliche aufzubrechen imstande ist. Wo das poetische Wort eine Ahnung aufblitzen lässt von einer Wirklichkeit, die nicht aufgeht im Verrechenbaren und Berechenbaren, da spielt sie hinüber zu jener Selbsttranszendierung des Menschen, die in der Religion thematisch wird. Heute, in der letzten Woche des Semesters, müssen wir die *lofty heights* religiöser Poetologie verlassen. Das Nachdenken über die religiöse Dimension von Dichtung wäre bloß ein akademisches Glasperlenspiel, wenn es nicht einen Raum eröffnen würde, in dem auch unser gelebtes Leben in einem neuen Licht erscheinen würde. Und das wird dann möglicherweise recht alltäglich und banal ausschauen.

Wenn ich das zu Ende gehende Semester noch einmal an mir vorüberziehen lasse, kommen verschiedene Eindrücke zusammen aus der Lehre, dem Austausch mit den Kolleginnen und Kollegen und nicht zuletzt aus meiner Tätigkeit als Studiendekan. Neben dem Schönen und dem Belanglos-Routinierten drängen sich bestimmte Erinnerungen oder Erinnerungsfetzen in den Vordergrund, die mich nachdenklich gemacht haben. Da taucht etwas in meinen Gedanken auf, das sehr gut zu der Frage passt, wie man als Christ in seinem Beruf lebt. Worum es geht, will ich grob umreißen mit einem Zitat, das ich einmal in einer theologischen Witzsammlung gefunden habe:

„Ein in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts an einer mitteldeutschen Universität das Fach Praktische Theologie vertretender Theologe definierte den Begriff ‚Theologische Fakultät‘ so: ‚Eine theologische Fakultät ist eine Ansammlung mehr oder weniger gelehrter Herren, von denen jeder sich selbst für ein verkanntes Genie, die anderen aber für ein auswärts maßlos überschätztes Rindvieh hält.““

Das Zitat ist anonym und ich konnte nicht herausfinden, von welchem Professor es stammt bzw. auf welche Fakultät es genau anspielt. Vielleicht ist die Sache einfach nur gut erfunden. Nur, und darauf will ich hinaus, manchmal kommt es mir so vor, als müsste man lediglich die „Ansammlung gelehrter Herren“ gendergerecht umformulieren und das Zitat würde auch auf uns heute ganz gut passen. Selbstredend werde ich Details aus dem Innenleben unserer Fakultät im Folgenden nicht mitteilen! Ich will nur aus eigener Erfahrung auf etwas hinweisen, das es sicher auch außerhalb theologischer Fakultäten gibt und das uns wahrscheinlich allen begegnet: dieser unstillbare Drang des Menschen, über andere schlecht zu reden. Am Arbeitsplatz oder in der Nachbarschaft kommt es zu der Konstellation: Zwei stehen beieinander – und fangen an, über einen Dritten zu reden. Und dieses Reden ist nicht wohlwollend. Hinter dem Rücken anderer übereinander herzuziehen, das ist fast schon eine Ursituation menschlicher Kommunikation. An der Uni und anderswo.

Die Heilige Schrift kennt dieses Phänomen. Im Buch der Sprüche können wir etwa lesen: „Ein falscher Mensch richtet Zank an, und ein Verleumder macht Freunde uneins.“ (Spr 16,28) Nach dem Epheserbrief soll kein „faules Geschwätz“ aus unserem Mund gehen, sondern wir sollen reden, „was gut ist, was erbaut und was notwendig ist, damit es Segen bringe“ (Eph 4,29). Vor allem der Jakobusbrief wendet sich eindringlich gegen die üble Nachrede: „Redet nicht schlecht übereinander, liebe Brüder. Wer seinen Bruder verleumdet oder über ihn richtet, der verleumdet das Gesetz und richtet das Gesetz.“ (Jak 4,11)

III.

Christsein im Beruf, das könnte in der Kaffeepause anfangen. Das Liebesgebot des Evangeliums würde sich da in kleiner Münze umsetzen. Und zwar dann, wenn wir nicht mitmachen bei jedwedem Klatsch und Tratsch, sondern uns bestimmen lassen von jener Liebe, von der der Apostel Paulus im 1. Korintherbrief schreibt: „Die Liebe freut sich nicht über die Ungerechtigkeit, sie freut sich aber an der Wahrheit; sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.“ (1. Kor 13,6f.) Die Liebe freut sich nicht über die Ungerechtigkeit anderer! Die Liebe ist nicht naiv und übersieht die Sünde, also das Fehlverhalten anderer; die Liebe belügt sich nicht selber. Aber sie begegnet den anderen mit dem ehrlichen Willen, „alles zum Besten zu kehren“. Sie kennt „keine heimliche Befriedigung“, wenn sie „bei einem anderen mehr Sünde entdeckt, als bisher bekannt war. Vielmehr ist die Liebe bereit, soweit die ehrliche Erkenntnis der Wahrheit es zulässt, im sündigen Tun des anderen die Momente zu finden, die ihn entschuldigen. Jesus selbst hat darauf hingewiesen, dass die, die ihn ans Kreuz brachten, nicht wussten, was sie taten.“ (N. H. Sjøe) Natürlich gibt es den Fall, dass es von der Sache her gefordert ist, etwas Nachteiliges über einen anderen Menschen zu berichten. Aber auch dann wird das taktvoll und nicht

schadenfroh geschehen. Ansonsten ist es zutiefst lieblos, die Fehler anderer weiterzuerzählen und sich daran zu ergötzen. Wenn wir uns dies immer wieder vorsagen: so zu reden, dass es zum Segen dient, dann könnten wir ein bisschen mehr Frieden in unsere Alltagswelt hineinbringen.

Ich wünschte, diesen Gedankengang so kernig und bodenständig ausdrücken zu können, wie das die klassischen Dorfpfarrer früher wohl noch konnten. Vielleicht mögen Sie sich selbst aus ihrem Erfahrungsschatz ein paar Beispiele zurechtlegen, die unsere Sucht nach übler Nachrede plastisch illustrieren. Ich will stattdessen lieber auf das Semesterthema „Religion und Poesie“ zurückkommen und mit zwei Strophen aus einem Gedicht von Christian Fürchtegott Gellert schließen. Sie stammen aus seinen „Geistlichen Oden und Liedern“ aus dem Jahr 1757 und finden sich in unserem Gesangbuch. Gellert, einer der am meisten gelesenen Schriftsteller seiner Zeit, fasst das, worum es mir heute Abend ging, schön und eindringlich in gebundener Rede zusammen:

„Wer seines Nächsten Ehre schmählt
und gern sie schmähen höret,
sich freut, wenn sich sein Feind vergeht,
und nichts zum Besten kehret,
nicht dem Verleumder widerspricht,
der liebt auch seinen Bruder nicht.

Ein Heil ist unser aller Gut.
Ich sollte Brüder hassen,
die Gott durch seines Sohnes Blut
so hoch erkaufen lassen?
Dass Gott mich schuf und mich versüht,
hab ich dies mehr als sie verdient?“